

Matthes hält Hochzeit

(Schluß unserer Spreewaldgeschichte)

Matthes war zur letzten Vorbereitung der Hochzeitsfeier im Hause des Schulzen. Auch den Schwestern der Ausgewählten wollte er sich von der besten Seite zeigen. Keine kam zu kurz, er schlang auch der Jüngsten den Arm fest um die dralle Taille. Die war schlau genug, sich nicht viel zu sträuben. „Sei nicht so verlobt,“ sagte sie nur. „Es sind ja noch mehr hier.“

Die ihm ohne sein Wissen zugedachte Berta sah aus wie ein gekochter Krebs. Das Mädchen begann für den kochenden Burschen zu kochen; sie trat schleunigst hinaus in den Stall und drückte den Kopf in ein Heubund, so verwirrt war sie. Wenn er nun doch die Jüngste aufrichtig liebte, wenn er die nicht nur als Jüngste nahm? Und wenn er sie selber, die für ihn beten wollte, lediglich der Not gehorchend, nehmen und behalten würdelt hätte er doch nicht einmal unrecht! Würde sie doch untergeschoben wie ein altes Huhn beim Geflügelhandel. Ehrsam freilich war sie wie nur eine:

Von lauter grüner Raute ganz
Und ohne Falschheit ist mein Kranz!

Bedankenlos starrte sie ins Leere, betastete die Liebingsknie, lockte sie, daß die Ketten klirren und hörte bald wieder aufmerksam, als hinge ihr Leben davon ab, ohne doch den Sinn der Gespräche zu beachten, auf die Worte in der Stube. Berta hörte nur eines: seine tiefen Töne, den scharfen, edigen und ihr doch so wohlgefälligen Tonfall seiner Stimme.

Und als die plötzlich sehr deutlich wurde, huschte das Mädchen wie ein Mäuslein aus dem Stall, ohne recht zu wissen, weshalb, und lief Matthes in die Arme mit ihren roten Augen. Ueber sein Gesicht lag das Lachen der gemüthlichen Anregung, und doch lag auf den Lippen das verschwommene, schmunzelnde Lachen derer, die weder ein volles, noch ein leeres Glas sehen können. Das Ostermahl im Schulzenhose war gut gewesen.

„Wo kommst denn du her? Ich glaube gar, du hast geweint, mütterchen! Was haben sie dir getan? Sag' mir doch! Ich mein's gut!“ fragte er und nahm sie, daß sie erschauerte, mittelstidig und zornlich um den Hals; sie sei ihm schon vorher so traurig vorgekommen und habe ihn gar nicht richtig angesehen.

Ob er das bemerkt habe? fragte sie und guckte verschämt zur Erde.

„Jamahl, er habe gleich darauf geachtet! Das kam ihm aber doch erst jetzt, nach der Frage, wieder zum Bewußtsein. — Das Mädchen wollte nicht heraus mit der Sprache; sie schluchzte nur herzbrechend, als er so zärtlich redete, wie sie es nie gedacht.“

Auf diese Worte machte Matthes Rubin mit dem Mädchen nähere Bekanntschaft, dessen Name bereits neben seinem eigenen im Gitterkasten am Spritzenhause ausgehängt war.

Nun kam der Hochzeitstag, und ein halbes Hundert Köhne schweben dem Fest entgegen — eine wahre Völkerverwanderung.

Am Landungsplatze ließen die Weiber zusammen, fuhren sich mit der Schürze über das Gesicht und steckten die Jungenspitze durch die Lippen, als schickten sie ein Töpfchen sauren Weibertropfen.

„Sie kommen, sie kommen!“ schrie man.

Ueber die Vorhänge schlüßten Schritte. Wie ein Tülmädchen huschte die Braut vor und stellte sich rechts vor den Altar, während das Gefolge den Halbkreis bildete.

Der Bräutigam hatte noch kurze Weisungen des Küsters entgegenzunehmen. Er wußte noch nicht recht, ob er seinen Hut in der Hand behalten oder unter einen Stuhl stecken sollte, als das greise Haupt des Pfarrers aus der Sakristei guckte.

Die Braut lästete den Schleier ein wenig und Orgelklänge durchwoglen die Kirche. Der alte Kiffina drängte sich, dem Pfarrer unsichtbar, dicht hinter den Schwiegervater, und wie sein Schatten folgte der Schneider. „Was wird nun werden?“

Was sollte werden? Der Schulze tat einen verstoßenen Blick nach der Uhr. Der Zeiger — dachte er, und er hörte kein Wort der Predigt — der Zeiger läßt den Pian gelingen oder nicht. „Sieht er erst hier,“ und er tupfte ein gutes Viertel der Rundung weiter, „so ist der ganze Tanz vorüber und sie haben sich!“

Der Schneider steckte vor Erregung die Hände in die Taschen, je näher der große Augenblick kam, und kniff sich durch das Taschentuch in den Schenkel. In ihr Tüchel schlachtete die Braut hinein.

„Er spricht doch zu schön, unser Pastor!“ kispelte die Kiffinsche, um das böse Gewissen einen Augenblick zu betäuben.

Auf das Schluchzen hinter dem Schleier kehrten Matthes die Gedanken zurück von der Vergangenheit, vom Hochzeitstische und von nächstlichen Jügen im Wald und auf der Heide. Er warf einen Blick auf die Gemahlin und stand wie in Erz gegossen: der bräutliche Schmuck konnte wohl die Flügel anders erscheinen lassen, doch die da bei ihm stand und verschämt, mit schmerzlicher Miene, niederblühte, das war nicht die Kleinste aus dem Hause Kiffinas; nein, das traueige Gesicht kannte er; am Oftertage war es ihm verweint begegnet auf dem Schulzenhose.

Er schaute sich verwirrt um, und der Küster verstand den suchenden Blick falsch und nahm Matthes den Hut aus der Hand.

„Willst du die Hanne Berta Ursula zur Frau nehmen, bis daß der Tod euch scheidet?“ fragte der Pfarrer.

„Sage ja!“ räumte Kiffina angstvoll von hinten. „Es kommt mir auf hundert Taler nicht an und aufs Stüdchen Wiese.“

Der Prediger trat vor und verlangte die Bekräftigung des Versprechens durch ein Ja!

Matthes konnte den Blick nicht mehr von dem klaffen Gesichtchen und von den Augen neben ihm wenden, die ihn am Oftertage so vertrauensvoll angeblüht hatten.

„Ja!“ sagte er, und in der klaren Stimme lag der Stolz, der das scheinbar Unabänderliche lieber gleich als Erfüllung des eigenen Wunsches hinnimmt als die Gefahr nahekommen läßt, der Unterlegene genannt zu werden.

Nun ging man um den Altar, und während stel das Geld in die blecherne Büchse. Dort hinter dem Altar, wo die Sonnenstrahlen über dem zerschnittenen und zertrümmerten Gestühl und auf ausgebreiteten Steinen spielten, stand sich das Paar zum ersten Male von Gesicht zu Gesicht gegenüber, unsicher und stammelnd — denn sie waren verheiratet und waren sich noch das Gefändnis der Liebe schuldig. „Sei nicht böse!“ betratte sie und faßte seine harte Hand.

„Sei ihr gut, Matthes, sei ihr gut!“ redete die Jüngste dazwischen und lächelte ihn an. „Sie hat nun mal den Narren an die gefressen und hat gemeint, sie könnte ohne dich nicht leben,“ sagte sie. „Und ich hab doch jetzt einen andern, — einen ganz jungen hab ich!“

Die zärtlichen Worte schmeichelten ihm, und sein junges Weib nahm sich so statlich aus, daß er weich wurde nach seinem Groll, der sich weniger gegen den Tausch, als gegen die Ueberrumpfung gerichtete hatte. „Du willst mich also gern haben?“ fragte er sein Weib.

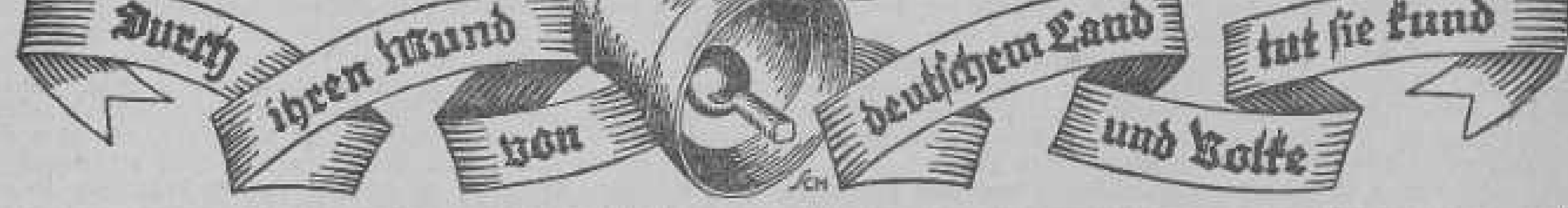
Das packte ihn mit derben Armen und drückte ihn an sich. So ist das Gelübde, sich treu zu bleiben bis in den Tod, diesmal hinter dem Altar abgelegt worden, und zwei Herzen haben gesprochen.



Spreewaldlein im Hochzeitskost

Hanne Hertel

Die Deutsche Blätter



Im Spreewald

Wasser, Wald und Wendendorf

Spreewaldfahrten und Einkehr in Wendenhöfen
Spreewälder Volkstum in Sitte und Leben.

Im Spreewald / Von Max Bittrich

„Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser an besonders Derer, daß man das Trockne sehe. Und es geschah also.“ Im Spreewald unter Erlen und zwischen Wiesen, auf denen grüne Wagen im lauen Wind glügen, vernahm ich das Gedot. Heute locken die hundertfach verzweigten Wasserläufe, Wald- und ver-schwistertes Wiesenland noch mit geheimnisvollen Rufen, gibt der begnadete Erdtrich dem Auge zu trinken von Mitternacht bis Weibernacht durch den unerschöpflich reichen Vorn eigentümlicher Stimmungen.



In einem Spreewaldtrief

Hanne Hertel

Unermüdetlich fährt mein Fährmann den Kahn auf Umwegen über Reipe und Lehde nach Lübbenau; langsam bewegen wir uns wie durch ein Kirchenschiff mit herrlichen Säulen, wie durch einen himmelhohen Saal der Sesseln. Durch feierlichen Hochwath geht die Fahrt auf schnurgerader Bahn aber auf abgelegenen, zwischen Schilf, Binsen, Pfeifenkraut und Dreiblatt schlummernden Wasseradern, darinnen ein Gewirr von Schwertlilien und Seerosen uns aufhalten möchte oder Laichkraut an Grunde habet. Ein liebliches Segeln, auch durch singende, quakende Wiesen, ein Gleiten wie auf weiten Schwingen — ein Wolkenzug. Ich fühle, wie leicht der ehemals in den fast undurchdringlichen Wald gebannte Mensch dem Vogelflug nachzudenken mußte, wie er dazu gelangen konnte, sich Flügel zu bauen.

Seiten treffe ich auf meiner heutigen Fahrt ander Besucher des Forsthaus seinen Kahn; auf son-niger Aue wirft mir ein Häuflein wendischer Schulkinder Fluder zu; aus der Ferne klingt ihr Lied, während das große Himmelslicht höher und höher steigt. In lauter goldene Strahlen ist der Mittag gehüllt. Unter freiem Himmel scheiden wir dahin. Das ist die Stunde, in der Fischweibin, die Mittagsfrau, mit blanker Schel, Kornblumen auf dem Haupt und ein Flachsbündel im Arm, durch die Fluren gewandelt sein soll, um Bauer und Bäuerin nach den Einzelheiten des Flachsbaues auszufragen und die Geprüften niederzutruden, wenn ihr die Antworten nicht genügen.

Bauw Flachs, schaffe die deine Kleidung selber, arbeite in der Mittagsglut nicht bis zur Bewußtlosigkeit — diese Lehre hat sich dem Volk einst in der Gekheit der Gottheit unübertrefflich vererbepert. Der Mittagsfrau gedenkt man noch, wo Kadecak und Swantewit verschollen sind.

Wir nähern uns Lübbenau, der eifrigen Ausfahrtsstadt, die in den Erntemonaten Gurken- und Meerrettich-, Kürbis-, Morrihen- und Krantgebirge kennenlernt, nach Zwiebeln und Oll, Sellerie und Majoran duftet und der sauren Gurke wie dem Sauerkraut gemogogen ist.

Spreewaldfahrt / Von Theodor Fontane

Am Stern des Bootes, das lange Ruder in der Hand, stand Christian Birkin, ein Fünzigjähriger mit hohen Backenknochen und eingedrückten Schläfen, dem für gewöhnlich die nützliche Sicherheit Lübbens, heut aber der Ruder- und Steuermannsdienst in unserem Spreewald oblag.

Wir stiegen ein und die Fahrt begann. Gleich die erste halbe Meile ist ein landschaftliches Kabinettstück und wird insoweit durch nichts Folgendes übertroffen, als es die Besonderheit des Spreewaldes: seinen Reg- und Inselfarakter, am deutlichsten zeigt. Dieser Reg- und Inselfarakter ist freilich überall vorhanden, aber er verliert sich vielfach, und nur derjenige, der in einem Luftballon über das nichtdurchschnittene Terrain hinwegfliegt, würde die zu Matschen geschlungenen Flußläufe allerorten in ähnlicher Deutlichkeit wie zwischen Lübbens und Lehde zu seinen Füßen sehen.

Der Boden dieses Inselfgewirrs ist fast überall eine Gartenerde. Der reiche Siedland der Dörfer schuf hier von alters her einen Düngeruntergrund, auf dem dann die Mischungen und Verdünnungen vorgekommen werden konnten, wie sie dieses oder jenes Produkt des Spreewaldes erforderte.

Es ist Sonntag, die Arbeit ruht und die große Fahrstraße zeigt sich verhältnismäßig leer; nur selten treibt ein mit frischem Heu beladener Kahn an uns vorüber und Burschen handhaben das Ruder mit großem Geschick. Sie sitzen meber auf der Ruderbank nach schlagen sie kräftig das Wasser, vielmehr stehen sie grad aufrecht am Hintersteile des Boots, das sie nach der Art der Gondoliers vorwärtsbewegen. Dies Aufrechtstehen und mit ihm zugleich ein beständiges Anspannen all ihrer Kräfte hat dem ganzen Volkstamm eine Haltung und Straffheit gegeben, die man bei der Mehrzahl unserer sonstigen Dorfbewohner vermisst. Und zwar in den armen Gegenden am meisten. Der Knecht, der vornüber im Sattel hängt oder auf einem Strohsack seines Wagens stehend mit einem schlaftrigen „Hol“ das Gespann antreibt, kommt kaum je dazu, seine Brust und Schulterblätter zurückzubücken oder sein halb krummgezogenes Rückgrat wieder gerade zu biegen, der Spreewälder aber, dem meber Pferd noch Wagen ein Sitz und Ausrühen gönnt, befindet sich eigentlich immer auf dem Qui vive. Das Ruder in der Hand steht er wie auf Posten und kennt nicht Hindämmern und Halbheit.



An einem Flußlauf im Spreewald (Dorroschoa)

Hanna Hertel

Wenn es schon ein reizender Anblick ist, diese schlanken und statischen Leute in ihren Booten vorüberfahren zu sehen, so heiligt sich dieser Reiz im Winter, wo jeder Bootsfahrer ein Schlittschuhläufer wird. Das ist dann die eigentliche Schaustellung ihrer Kraft und Geschicklichkeit. Dann sind Fluß und Inself eine gemeinschaftliche Eisfläche, und ein paar Bretter unter den Füßen, die halb Schlitten, halb Schlittschuh sind, dazu eine sieben Fuß lange Eisstange in der Hand, schleudert sich jetzt der Spreewälder mit mächtigen Schritten über die blinkende Fläche hin. Dann tragen sie auch ihr nationales Kostüm: kurzen Leinwandrock und leinene Hose, beide mit dickem Fries gefüttert, und Spreewaldstiefel, die bis an die Hüfte reichen.

Es ist Sonntag, sagt' ich, und die Arbeit ruht. Aber an Wochentagen ist die Straße, die wir jetzt still hinauffahren, von früh bis spät belebt, und alles nur Denkbares, was sonst auf Knäppelbaum und Landstraße seines Weges zieht, das zieht dann auf dieser Wasserstraße hinab und hinauf. Selbst die reichen Herden dieser Gegenden wirbeln keinen Staub auf, sondern werden ins Boot getrieben und gelangen in ihm von Stall zu Stall und von Wiese zu Wiese. Der ständige Verkehr bewegt sich auf diesem endlosen Flußnetz und wird nur momentan unterbrochen, wenn auf blumengeschmücktem Kahn, Musik voraus, die Braut zur Kirche fährt, oder wenn still und einsam, von Ledtträgern in zehn und zwanzig Rähnen gefolgt, ein schwarzverhangenes Boot stromabwärts gleitet.

Einzelne Häuser werden sichtbar; wir haben Lehde, das erste

Spreewaldort erreicht. Es ist die Lagunenstadt in Taschenformat, ein Venedig, wie es vor fünfzehnhundert Jahren gewesen sein mag, als die ersten Fischerfamilien auf seinen Sumpffeldern Schutz suchten. Man kann nichts Leblicheres sehen, als dieses Lehde, das aus chensovielen Inseln besteht, als es Häuser hat. Die Spreewald bildet die große Dorfstraße, darin schmälere Gassen von links und rechts her einmünden. Wo sonst Heckenreihen sich ziehen, um die Grenzen eines Grundstückes zu markieren, ziehen sich hier wiesenhaltige Kanäle, die Höfe selbst aber sind in ihrer Grundlage meistens gleich. Nicht an der Spreestraße steht das Wohnhaus, ziemlich nahe daran die Stallgebäude, während klammerweis aufgeschichtetes Erlenholz als schützender Kreis um das Inselfchen herläuft. Obstbäume und Düngerhaufen, Strohhaufen und Viehkästen teilen sich im übrigen in das Terrain und geben eine Fülle der reizendsten Bilder. Das Wohnhaus ist jederzeit ein Viehhäus mit kleinen Fenstern und einer tüchtigen Schilddachkappe; das ist das wesentliche; seine Schönheit aber besteht in seiner reichen und malkischen Einfassung von Blatt und Ast: Nirbis rankt sich auf, und Geißblatt und Convolvulus schlingen sich mit allen Farben hindurch. Endlich zwischen Haus und Hof breitet sich ein Grasplatz aus, an den sich ein Brückchen oder ein Holzsteg schließt, und um ihn herum gruppieren sich Röhne, kleiner und größer, immer aber dienstbereit, sei es, um bei Tag einen Heuschaber in den Stall zu schaffen oder am Abend einem Viebespaare bei seinem Stelldichein behilflich zu sein.

Endlich erreichen wir den Ausgang und fahren in abermaliger scharfer Biegung in einen breiten, aber überall mit Schlangenkraut überwachsenen Inselfarm ein, der uns in weniger als einer Stunde nach der „Eiche“, einem mitten im Spreewald gelegenen und von der Frau Schenker in gutem Anschein erhaltenen Wirtshaus führt. Dasselbe zeigt den echten Spreewaldstil und unterscheidet sich in nichts von den menslichen Blockhäusern des Dorfes Lehde. Nichtsdeftonotroger schenken fünf Sorten oder Weiden eingewanderte Sachen von Anfang an an dieser Stelle heimlich gewesen zu sein, denn nicht nur daß die fast alle zu germanisch klingenden „Schienkers“ in dritter Generation schon in diesem Hause haushalten, auch ein alter, mühsam zu entziffernder Spruch über dem Eingange läßt über den Anlage keine Zweifel aufkommen.

Der Spruch aber lautet:
Wir bauen okimalts feste
Und sind nur fremde Gäste;
Wo wir sollten ewig sein,
Da bauen wir ja ewig ein.

Frau Schenker ist eine freundliche Wirtin und eine häßliche Großmutter; ob deutsch oder wendisch, sie hängt am Spreewald und schreibt der Spreewald, neben allen sonstigen Gütern, auch wirkliche Heil- und Wunderkräfte zu. Inzwischen ist die Tafel gedeckt worden, und wir blicken auf eine reizende Szenerie. Der Tisch mit dem weißen Linnen steht unter einer mächtigen und prächtigen Linde, zwischen uns und dem Fluß aber wölbt sich eine hohe Laube von Weidenkranz, vor deren Eingange — wie Vaid auf seinem Pilz — Frau Schenkers jüngste Enkelin auf einem Baumstumpf sitzt und, das lachende Gesicht unter dem roten Kopftuch halb verborgen, in Reue auf die fremden Gäste herüberblickt.

Und nun das Mahl selber! Das wäre kein erstes Spreewaldmahl, wenn nicht ein Hecht auf dem Tische stünde.

Die Feder ist von einem Hecht und nicht von einer Schlei, Der Fisch will trinken, geht ihm was, daß er vor Durst nicht schreie.

(Aus „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“.)

Bertaufchte Braut / Spreewaldgeschichte von Max Wittich

Die Brautwerbung

Der Ortschulze und Bauer Liffina trat in würdevollem Schulterschrift aus der Scheune, um einen Blick in den Pferdestall zu tun. Kaum hatte er aufgeblickt, so ging er wie im Scherz einen Schritt zurück: „Ich glaube immer, Better Schincko, Ihr kommt noch zu Besuche!“ rief er. „Me Weiber haben heut Spinnte; da können wir noch eins in Ruhe reden!“

Schindos Amt war, zuerst Ausfälle zu machen; er habe nur um ein Schwein fragen wollen. Doch kaum war das Tor hinter ihm, so zeigte er mit schlanem Rißeln den wahren Zweck seines Kommens. Er ging durch Ställe und Haus, beklippte dort die Balken und müllerte hier Vieh und Wagen mit sorgsamem Blicken. Erst als einige Mädchen mit den Spinnrädern anrückten, legte sich die Männer an den Tisch in der anderen Stube, und während Schincko Vorkost und Schweinefleisch kaute, rauchte der Bauer feierlich seine Pfeife für die nahe Verhandlung in Brand und rauchte den besten Tabak unter der Sonne.

Als stehe ein Gewitter über ihm, dachte sich Schincko über die Schüssel, und der Schulze drückte verlegen an der Pfeife herum und bräute und schmazte. So zählten beide, was sie zu verbergen suchten: ihre Beklemmung.

Wie die Kanarienvögel zwitschern, sobald sie ein Klirren oder Tönen vernehmen, so taten sich beider Zähne in selben Augenblick auseinander, als drüben nach vielem Medern, während alle Spinnrädchen liefen und summrten, das erste Lied angestimmt wurde. Aber beide Männer schwiegen gleich wieder, damit der andere die schwierige Arbeit des Beglommens auf sich nähme.

Aufmerksam, wie wohl noch nie in ihrem Leben, lauschten sie dem unzählige Male gehörten Gesange, der in scharfen Zweiklängen durch das Haus und über die Gasse scholl:

Sieh auf, sieh auf, mein Mädgedeweh!
Es brachen Liebe bei Dir ein,
Es drögen keine Liebe ein,
Jedeweh!

Das werden meine Freier sein. „Jedeweh! — Ako ta grozna bogu — jede — bogata!“ lang Liffina hinterher, um ein paar Minuten Zeit vor Schincko zu gewinnen. Endlich begann die Verhandlung mit nielem Husten und Räuspern, und endlich war die Sache herans.

Rubins Matthes hatte sich des Schulzen Jüngste auserwählt, und Schincko setzte die Worte so schön er nur konnte, um den sämtlichen Durstigen dem Mädel mundgerecht zu machen.

Der Schulzenhof war größer und angesehenere als der Rubinsche; „bei denen köbber fogar der Mist!“ pflegte man neibisch zu sagen.

Aber eins war dem Schulzen verlaget geblieben: ein Sohn. Die Kinder waren nicht alle geworden; das ganze Knäuel der heilichsten weiblichen Vornamen mußte heruntergehalselt werden, sollte keiner der sieben weiblichen Sprößlinge vermissen sein: Maria, Anna, Madlena, Lijel, Christel, Berta und Ursula.

Nur ein Trost blieb. Die Mädchen waren sie und obendrauf, und auch hüßlich; nur die Hanne Berta Ursula war zum Unterscheid von allen andern ein bißchen vermachsen, und sie war fünf Jahre älter als das Nesthäkchen.

Schwere Angst weiterte der Schulze, weshalb denn der Kerl, der Matthes, gerade die Allerjüngste nehmen wollte! „Und der Kerl soll auch nicht soviel taugen, wie schwarz unter'm Fingerringel ist! Auf's Wald und auf die Mädchen ist er wie 'n Schleppehand.“ Als der Schulze sonst nichts mehr zu entgegenen mußte, kam er mit allerhand Winkelzügen gegen das Schneiders Verlangen, den großen Wiesenplan am Walde, den Stofz des Schulzenhofes, neben einem anscheinlichen Hausen Taler, herzugeben.

Das Geld, Ja! Das hätte man erworben, und ein Taler sah dem andern gleich. Wer die Waldwiese!

Freilich, den besonderen Wert der Wiese für Matthes begriff er darum nicht weniger; an sie grenzte der weite Wald, und daß der Schneider bei dieser Verhandlung seine Neugierigkeit zukunfft, zeigte deutlich, wie auch er die Leidenschaft des Freiers für das heimliche Jagdvergnügen nicht gering ansah.

Liffinas kalte Zurückhaltung wirkte auf den Schneider wie Blasperwasser; er zog alle Register und konnte auch über die Gründe nicht schweigen, aus denen Matthes zu den Liffinschen kam. Neugierig hatte das endlich den gewünschten Erfolg; doch hinter Liffinas harter Dauernstirn bereiteten sich besondere Pläne vor. Obwohl die Hochzeit nach dem Wunsche des Werbers bald gefeiert werden sollte, mußte Liffina doch die Entscheidung hinauszuschieben.

Der Schulze und seine Frau gingen nun mit dem Pian um, dem Matthes die Zweiklänge zu geben, die ein bißchen vermachsen war. Die vom Matthes so begehrte Wiese sollte er dann gern auch noch haben. Auch seine Mutter ist der Meinung, daß ihr Sohn eine Weibere bekommen muß.

Matthes suchte nun die Liffinschen auf; und als sie, wie von Selbstverständlichem redend, meinten: „Es ist nicht mehr viel Zeit, wenn wir alles vor der Ernte richtig machen wollen.“ ließ Matthes kräftig in die Kerbe und erklärte kurzerhand, er müsse jetzt auf ein Wort wissen, ob er aus diesem Hause holen könne, was er brauche.

Liffina erklärte sich mit der Ehe einverstanden. Mit dem Mädchen, was ich dir gebe, machst du Staat! Kennen tut ihr euch zwar nicht sehr, doch ein paar gesunde Menschen wie ihr sind keine Kinder mehr, und wenn sie ihre Wirtschaft haben, leben sie wie die Vögelchen!“ Nur den Wiesenplan am Erlendbusch könne er nicht sofort auf Rubin schreiben lassen, vielleicht später; sonst sage er die Erfüllung aller Bedingungen zu.

So legten sie schriftlich fest, was Christof August Matthes Rubin im Falle der Ehe mit Hanne Berta Ursula erhalten solle. Kaum

hatte Matthes den Schein in der Tasche, als sich der Bauer in den ehrwürdig-sieisen Schulzen vermachte, der, obwohl ihn diesmal niemand jah, ordentlich seine Brille aufsetzte, die Feder zwischen den Zähnen hielt, den Wuschlingebogen vorkrankte und ausfüllte, daß Christof August Matthes Rubin, des Bauers Martin Rubin hinterbliebener Sohn, mit Jungfrau Hanne Berta Ursula, Tochter des Bauers Franzott Liffina, in den Stand der Ehe treten sollte.

Die Jungfrau Hanne Berta Ursula, als sie hörte, daß man sie im hohen Rat der Familie für Matthes bestimmt hatte, tat nicht groß erschreckt:

„Der Vater meint, ich sollte den Matthes nehmen!“ sagte sie der Mutter. Und: „Sel ruhig, Bertel!“ meinte die, „du kriegst einen Outen; deiner wird ja mal ein sehr guter Mann, wenn du dir ihn gleich gewöhnst.“

Die Hanne Berta Ursula, bei den Liffinschen Berta genannt, war gar nicht die von Matthes ersehnte Jüngste, Ursula; aber was konnte das ausmachen? Sie bekam das mit, was man dem Freier versprochen hatte. Liffina sagte sich, er habe Matthes ganz richtig nach den eigenen, rein praktischen Seiten beurteilt. Hielt Matthes doch den schnellen Heimgang nach seinem Besuch für wichtiger, als eine Unterredung mit dem Mädchen seiner Wahl, das bei der Kantorika Osterleher läte.



In Lübben, Hauptort des Spreewaldes mit Paul-Gerhard-Kirche Hanna Hertel

In einem Spreewaldbauernhof

Unter einer großen Eiche, die am Westrand des alten Schlosses Burg gewachsen ist, steht eine grüne, aussichtsreiche Bank. Dort haben wir lange im Schatten der Nachmittagssonne und genossen den eigentümlichen Reiz der Landschaft. Ueber uns kreiste ein Storch, zu unseren Füßen dehnte sich ringsum das lieblichste Bild: frohbedeckte Wäldchen und Scheuern, dazwischen auch einmal ein rotes Hagedornschlösschen sich weitverbreitet in kunter Regellosigkeit an die fackelnden Stämme hochwüchsiger Linden und Pappeln; die grenzenden Eichen, die des Landmanns Eigentum scheiden, werden nicht von Rainen gebildet, sondern von schmalen Wasserläufen, den zahlreichen Verästelungen der Sorbe, die sich weithin durch die das Nag begleitenden schlanken hochstämmigen Erlen kenntlich machen. Auf den Feldern sind fleißige Spreewälder beschäftigt, des Korn noch in altväterlicher Weise mit der Sichel zu schneiden und in „Mandeln“ aufzurichten. Nicht vor unserem Sitz beobachten wir drei Weidwässer, einen schlanken Buschen und zwei liebliche Mädchen, die eine in blauen, die andere in rotem Rock, beide in schwarzen Sammtmieder, schneeigen Handärmeln und stark gefesteten linnenen Kopfschmuck, wie sie sich alle drei in einer gewissen vornehmen Kästigkeit die nur dem wohlhabigen Besitzer eigen ist, mit zierlichen und doch kraftvollen Bewegungen bücken und hocken, sich wiegen und schmiegen, wie es gerade ihre Arbeit verlangt. Dann kam die rüstige Mutter in dunklerer Kleidung hinzu und leitete förmlich das Ganze, ein herrliches Bild von bauerlicher Einfachheit und Anmut. Wir traten unsere Schritte nordwärts und konnten der Versuchung nicht widerstehen, einem der schmalen, durch das weiche Gras führenden Pfadchen zu folgen. Nirgends ein Steg, wohl aber lag unter hohen Erlen und Silberpappeln einer jener weidlichen Einzelhöfe, die für diese Gegend so bezeichnend sind. Während z. B. in den französischen und den ergebräuteten Waldöfchern eine strenge Geschlossenheit der Stellungen herrscht, so daß die kleinen Besitzer die Wohnräume, die Stallung und die Scheuer gern unter einem Dache vereinigen, die größeren ihre Gebäude möglichst eng zum eintorigen, vierseitigen, räumunmauerten Hofe zusammenschließen, bestand diese weidliche Siedlung aus sechs ziemlich weit auseinanderliegenden Blockhäusern von verschiedener Größe. Das sehr lange und schmale einstöckige Wohnhaus, hinter dem ein krummer Gartenstreifen umgürtet war, schaut nach Osten, gegenüber liegt die Scheuer, an die ein nach Norden angebautes Stall, nach Norden zu der Stall, die Hofeisen bleiben offen, nach Süden zu aber, regellos durcheinander, das Bodhaus, der Schweinehof und der Holzschuppen. Als wir unter dem Gebell des Hundes über den freien Raum zwischen Wohnhaus und Scheuer dahinschritten, sahen wir die lange Gestalt des Besitzers — es war der „Ganzkoffel“ Markussen-Kräger — mit einem Eimer kristallklarem Wasser von dem Viehbrunnen auf die goldene Tür des Pferdehalls zugehen.

Markussen-Kräger blieb stehen, stellte den Eimer hin, streckte uns beide Hände entgegen und rief, indem er uns mit seinen blauen Augen schelmisch betrachtete, fast in einem Atem: „Was bringt ihr mir, wo kommt ihr her, um wen trauert ihr?“ Wir gaben ihm die verlangte Auskunft, aber er hatte, wie ein Mann, der nur selten mit Fremden spricht, schon wieder eine ganze Reihe anderer Fragen bereit: nach der Abkunft und wirtschaftlichen Verhältnissen unserer Heimat, die er nur vom Hörensagen kannte. Unierdessen kamen die Kinder herbei und gaben uns der Reihe nach die Hand. Sie konnten nicht mit uns sprechen, weil sie im Deutschen noch nicht genügend Fortschritte waren, auch der neunjährige Knabe nicht, der seit drei Jahren die Schule besucht — ein sonderbarer Eindruck mitten im Deutschen Ruche, noch sonderbarer, wenn man erwägt, daß die Ahnen unseres Markussen-Krägers vor Jahrhunderten in

Deutsche waren. Denn wie sein deutscher Name andeutet, entstammt er wohl einer jener Kolonistenfamilien, die Friedrich Wilhelm I. oder Friedrich der Große im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hier angesiedelt haben. Namentlich ausgezeichnete Soldaten wurden unter diesen beiden Herrschern im fiskalischen Walde dieser Gegenden gegen geringen Erbzins mit Land verortet, wenn sie eine Holzhude herbeibrachten und an passender Stelle aufschlugen. Sowie nach der ersten Nacht, die sie auf dem neuen Grunde verbracht hatten, der Rauch aus ihrer Hütte emporstieg, galten sie als Besitzer des okkupierten Bodens.

Später (1765) wurden insbesondere bühmische, schlesische und sächsische Weber mit je 18 Morgen Wiesen- und Waldland in dem Teil des weitverstreuten Ories Burg, der südlich von der Mühlspree liegt, angesiedelt, damit nach den Grundfäden des Merkantilismus etwas Industrie in diese rein landwirtschaftliche Gegend käme. Der Staat baute diesen Webern sogar eine Leinwandbleiche am Nordrande ihrer Kolonie. Aber im Zeitalter der Maschinen verfielen die Webstühle, und aus der Leinwandbleiche wurde längst der Galhof „zur Bleiche“, aus den Webern wurden kleine Landwirte und Voozföhner. Und selber haben die eingewanderten deutschen Familien der Raupergemeinde und der sogenannten Kolonie im Laufe der Zeit durch Verschönerung mit den überwiegenden Wenden ihre Muttersprache so verlernt, daß heutzutage sogar ein „Kräger“ erst in den höheren Klassen der Volksschule sich wieder einigermaßen deutsch ausdrücken kann. Das ist sehr lehrreich. Es erklärt so manchen auffallenden Prozeß von Slawisierung in unseren Osmarken, es erklärt aber auch, warum so manches von deutschen Bauern gegründete mittelalterliche Dorf einige Geschlechter später unter slavischen Namen erscheint. Unser Markussen-Kräger hatte keine Umformung in einen echten Deutschen, wie er selbst erzählte, erst während seiner militärischen Dienstzeit durchgemacht. Mit Stolz zeigte er uns, als wir ihn ins Wohnhaus hinein folgten, die weißrote Mähe der Gardes du Corps, bei denen er vor zwanzig Jahren eingetreten war. Die Wände der Wohnstube wiesen keinerlei Schmuck auf... Das bedeutendste Gerät war der große Kachelofen mit der Ofenbank... In merkwürdigem Gegensatz zu der offensbaren Wohlhabenheit des Besitzers fand die künzliche Einrichtung der Schlafräume: nur für die Eltern war ein drittes Ehebett vorhanden, die Kinder schliefen in Bettkästen, die flach auf dem Fußboden standen. Und doch war noch eine schöne, altväterlich bemalte Bettstelle vorhanden, aber sie stand unbekannt auf dem Oberboden des Hauses. Dort sahen wir auch buntbemalte Truhen und Kleider-schränke. Reichliche Nachschubel hängen an Wänden, Spinnräder stehen darunter. Sie werden im Winter hervorgeholt — und wenn dann der Sturm in den leeren Wäldern der Pappeln und Erlen braust und die dicht fallenden Schneeflocken den Verkehr von Gehöft zu Gehöft erschweren, dann ist wohl der große Kachelofen der Wohnstube mit dem knisternden Erdenstein der rechte Mittelpunkt der Familie — vor ihm dreht sich „um die schimmernde Spinndel der Fäden“, und die Kinder trösten in ihrer Vereinsamung das trübselige slavische Lied der Spinnenden Mutter.

Wenn draußen die Natur schlummert und die städtische Arbeit ruht, dann ist die Zeit, wo die Geister der Vergangenheit aufwachen. Aber auch im Spreewalde ist der alte Volksgestirb unter dem Einflusse des Fremden, des Großstädtischen im Werden begriffen; gleichwohlweise hat vor einem Menschenalter ein ländlicher, dichterisch empfindender Mann, Willibald von Schulenburg, alles aufgezählt, was davon noch lebendig war.

(Aus „Aurischische Streifzüge“ von D. E. Schmidt.)



Spreewald, Dorfplatz mit den Hunsenhöfen (Scheuern-feldern vollständig) Hanna Herbell

Wendisches Volkstum in Sitte und Brauch

Das Kachelholen in Burg

Schon huschen an uns schweigende Gestalten vorüber, die hinausgehen, um — um heißen an einem stehenden Kreuzwasser — das wunderbarliche Osterwasser zu schöpfen. Das ist aber nicht die einzige Osterwanderung im Spreewalde. Kaum hat der Lenzwind die zwölf Entwürfe der Mode über das stille Land getragen, so treten die Splankbühnenmädchen ihre Blüthen an. Die Angehörigen jeder Spinnstube haben sich besonders vereinigt. In geordneten Rängen wälten sie über die Felder, um Osterlieder zu singen, bis an die Grenzen des Dorfes, und den Segen des Höchsten auf die Fluren herabzusenden. Auch in die Häuser, wo sie erwartet werden, treten die Sängerrinnen, um ihre Vorträge dort fortzusetzen. Sie kennen keine Ermüdung, und noch im Morgengrauen, wenn alles Osterwasser bereits helmgetragen ist, ziehen sie dahin. Eine schönere Volksfeste kennt wohl kaum ein anderes Dorf in Deutschlands Gauen!

Ein anderes, das Kind hat kaum das Bett verlassen, so lallt es schon sein: „Mama, Mama, wozumoy wo jaja!“ (Mama, Mama, wolle nach Eltern gehen!). Und wenn dann der Vater oder die Mutter mit den Kleinen wandert, ist heller Jubel. Holt man doch die „Kacke“, d. h. die alljährliche Gabe der Kaufgeboten. Diese würden bittere Klage führen und es wäre ihnen kein rechtos Osterfest, kämen die Vaterkinder nicht, ihren Tribut in Empfang zu nehmen. Die Ueberlieferung hat ein förmliches Gesetz geschaffen. Zuerst muß den Kindern die Klafsmmel gegeben werden, ein geflochtenes Bachwerk, das oft mehr als einen Fuß lang ist und in dem früher ein kleinerer oder größerer runder Tisch die Höhe des Preises angab. Dazu kommen ein großer und ein kleiner Pfefferkuchen oder statt des kleinen ein paar Brezeln oder eine Semmel. Auf diese Gaben wird öfter ein buntes „Taschentüchel“ oder eine kleine Geldspende gelegt.

Bis zur Beendigung ihrer Schulzeit durchstreifen so alljährlich am Osterfest viele hundert Kinder den Spreewald und tragen im „Lüchel“ ihre Geschenke heim. Beim letzten Besuche haben die Kinder den Vater für alles ihren Dank abzuschließen. Der kenntnisreichste der Spreewaldforscher, Willibald von Schulenburg, berichtet, daß manche Leute zu Ostern 10—30 Kinder zu versorgen haben. Ein schlauer Viehhändler, der im Spreewald seine Geschäfte machte, soll 73 mal Gevatter gekannt haben; so verschaffte er sich auf Jahre hinaus Verbindungen mit den Viehhältern, denn ein Gevatter ist beim Spreewaldbauern heimisch wie ein lieber Verwandter. Einmal war das Kachelholen so ausgeartet, daß von der Kanzel dagegen Einspruch erhoben wurde. Die Ueberlieferungen sind aber längst verschwunden; man sucht sich nicht mehr über die Verhältnisse hinaus zu überbieten. Die Kreuz- und Querzüge durch den Spreewald jedoch sind im Schwange wie zur Zeit. Auch die Osterbahn steht an den Ostertagen im Zeichen des Kachelholens; oft genug sieht man kleine Wenden und Wendinnen zu entfernteren Bewäldern fahren. Während die Kinder die Geschenke bewundern, plaudern die Alten über die Tüden des vergangenen Winters, der die Spreewaldleute mitunter wochenlang von jedem Verkehr abschließt. Da entsteht dann wohl ein heiteres Gelage, und der Bauerhumor feiert Triumphe. Die wahrhaft ausgelassene Freude nach der feierlichen Stimmung bricht allerdings erst am Tage nach dem Feste durch. Da möchte man sich „Nack“ vor Lachen. Man wird auch ein Tanz nicht verschmäht, und die Balken des niedrigen Tanzsaales beugen sich unter der Last der wälgenden Jugend.

Kirchgang in Burg

In der Frühe des nächsten Tages, eines Sonntags, erwachten wir im Landhaus eines Fuhrwerksbesizers in einem Zimmer mit je

blütenweißen Betten und so sorgfamer, hübscherer Ausstattung, daß wir uns förmlich bemühten, die Harmonie des Ganzen durch unsere Aufenthalt möglichst wenig zu stören. Der Hauptreiz eines Sonntagmorgens in Burg besteht in der Beobachtung des Kirchgangs der Spreewälderinnen — die Männer haben leider die Volkstracht abgelegt —, bei dem die buntesten Geheimnisse der Truhen und Schränke, aber auch viel natürliche Anmut und Lieblichkeit zur Entfaltung kommen. Lange vor Beginn des Gottesdienstes stellen sich die ankommenden Frauen und Mädchen, die teilsweise einen zweifelhaflichen Weg zurückzulegen haben, auf dem geräumigen Plage vor und neben der Kirche auf.

Es ist bekannt, wie sich ihre weltgeschätzte, aber im ganzen doch nicht uneheliche Tracht, die dem Gange etwas sanft Wegendes verleiht, nach Alter, Stellung und Beschäftigung unterscheidet. Gemeinlich ist allen eine gesunde Farbenfreudigkeit, die sich an gelben und roten, grünen und blauen Lichtern nicht genug tun kann.

Am auffallendsten ist das Abgehen der Braut und der Brautjungfer: die breite, fleckige, vielfältige weiße Halskrause, auf der der sauber gezoßte, weichebunige Kopf zu schwimmen scheint. Während sich die weniger bunt gekleideten Mütter besonders auf dem Vorplatz der Kirche ihr Stelldichseln geben, sammeln sich die bunten Scharen der Mädchen links von der Kirche vor einem kleinen Kramladen. Sie wissen wohl, daß sie der Mittelpunkt der Neugierde der Hunderte von Fremden sind, und tragen meist ein selbstbewusstes, aber sehr zurückhaltendes Wesen zur Schau. Endlich ziehen sich die Scharen der Kirchgänger in das Gotteshaus hinein. Die Neugierde der Wenden zu buntem Interieur überträgt sich sogar auf dieses; wir fanden es mit auffallend geschnittenen Gewinden aus buntem Papier nach allen Richtungen hin durchzogen. Die Kirche ist bis auf den letzten Platz gefüllt, das ganze Schiff ist voll Frauen und Mädchen, und wenn sie sich nun andächtig über das Gesangbuch beugen, so sieht man von ihnen nichts als lange Reihen weißer Hauben, ein sonderbarer und doch feierlicher Anblick.

Der aufgeschlitzte Baum

In und um Egrosen wird schon längst kein Slawisch mehr gesprochen, aber an Erinnerungen an die Slawenzeit fehlt es nicht. In der ganzen Gegend von Müßberrn bis Herber und wohl auch weithin, können die Eingeborenen kein anstündendes „h“ aussprechen, sie sagen also: „Der ertt alle seine and über dich“ d. h. der Herr halte seine Hand über dich. Auch kommen hier die aufgeschlitzten Bäume vor, mit denen es folgende Verwandnis hat. Ist ein Kind schwer erkrankt, so wird unter bestimmten Feierlichkeiten in der Nacht ein junger Baum in der Mitte aufgeschlitzt, doch so, daß die Krone unversehrt bleibt. Der Spalt wird nun auseinandergehoben, und das Kind wird hindurchgeschickt. Die Sitte hängt wohl mit dem uralten germanisch-slavischen Baumkultus zusammen. Man denkt sich den Baum bejezt und meint nun, daß er seine gesunde Lebenskraft bei der Zeremonie mit der Kranken des Kindes verfauche. So hängen ja die Baldhäuser des Erzgebirges gern den Infusien auf den armen Vogel übergeben. Der aufgeschlitzte Baum dient auch als Orakel. Geht er ein, so ist das ein schlimmes Zeichen für die Lebensdauer des durchgeschickten Kindes. Wächst er trotz der kühnen Verwundung weiter, so hat auch das Kind ein langes Leben. Der Herr Pfarrer zeigte uns einen solchen aufgeschlitzten Baum im Schloßpark, eine Weibe, die sich aber trotzdem weiterentwickelt hatte.

(Aus „Aurischische Streifzüge“ von D. E. Schmidt. Verlaß der Weidmann u. Verha v. Buchführung, Dresden. Zweiter Band: Wanderungen in der Ober- und Niederlausitz.)



Ein Steg (bogen „Buck“) über einem Falllauf Hanna Herbell

Von den Tuchen zu den Tuchen in Rottbus und Forst

Von Max Wittich

Vom Land der Fische, der Schilfsponnenen, verstickten Seen, der Tuche, das ist der Grassümpfe und moorigen Niederungen, ist kaum ein Kapfenprung zu den Hochburgen der Niederlausitzer Tuchindustrie. An den Wert der Kohle erinnern uns beim Abschied vom Spreewald Maschinen einer am Horizont verschwimmenden Segelstotte vergleichbar, die meilenweit über Heide, Feld und Gestrüpp fahrenden eisernen Gefänge der elektrischen Leitung Krattendorf-Spreenberg-Berlin.

Kauflicher Tuche wurden schon Mitte des 15. Jahrhunderts im Norden und Nordwesten Europas verlangt, als das kurfürstlich brandenburgische Haus alle Zunftprivilegien der Tuchmacher und Wollwebber bestätigte, dem Handwerk genaue Vorschriften gegeben hatte. Die (neben Frankfurt a. d. O.) neu entstandene Leppziger Messe, fleißige niederländische Einwanderer in Sachsen, Rückzug holländischer Vermittlung beeinträchtigten das Geschäft. Der Große Kurfürst, der alle Freig schlugen sich ins Mittel. Wenn den Spinne in der Cottbuser Neustadt Häuser gebaut wurden, so war Friedrichs Arm daran beteiligt. Auf- und Niedergang mittelsten schon damals die Meister, die noch dazu mit „Berlegern“ oder größeren Unternehmern zu tun hatten, denen auch die letzte Fertigstellung der Gewebe oblag. In das vom König überlassene Schloß kam die erste Dampfmaschine. Die Großfabrikation breitete sich aus.

Eine Stadt, die erstaunlich fast unmittelbar neben Riesenburgern lebhafter Großindustrie noch kleinstädtische Behausungen besaß, in der sich Ruhstall und Fabrikschlot lange Zeit mit einander stritten, ist Forst an der in Frühlingssagen oft unerbärligen Neisse. Jahrhundertlang schon hatten die Tuchmachermeister mit hölzernen Webstühlen am Grundstock der heutigen gewaltigen Fabrikation gebaut, als heut vor hundert Jahren verbesserte Spinn-, zwei Jahrzehnte danach

die Dampfmaschinen einzogen. Ein halbes Jahrhundert konnte sich der ungefüge wuchtige Holzwebstuhl neben seinen eisernen Kameraden noch jah halten, dann starb die alte Garde langsam aus, und vor fünfzehn Jahren war die Abschiedsstunde des letzten erschienen. Von der Entwicklung in den letzten dreißig, vierzig Jahren sagt man mit Recht, sie sei amerikanisch gewesen. Große Bezirke der Stadt reihen Fabrik an Fabrik; auf Schritt und Tritt fühlt man die Erschütterung durch Maschinengewalt, hört man die Kreiber in unaufhörlicher Hast gegen die schwirrenden, sitzenden Webstühle schlagen, während neben uns Lastragen der Staatsbahn, sowie sie in Forst einlaufen, mit den Kohlenmassen in die Fabrikschiffe rollen. Keine Umladung, kein zweckloser Handgriff! Die Lokomotive faucht dicht neben dem Bürgersteig zum Dampfkegel. Nicht nur der Stadt, sondern auch benachbarten Dörfern gibt die Industrie besonderes Gepräge.

Tausende von Arbeitern verlieren sich auf ein weiteres Gebiet, hierhin mit der Landwirtschaft in Verbindung. So weiß denn die städtische Chronik von reich aufsteigenden Unternehmern auch dörflichen Ursprungs manches Beispiel zu erzählen. Erleichtert wird solcher Aufstieg von alters her durch die Möglichkeit, nicht nur Fabrikräume, sondern die Dampfkraft zu pachten, so daß sich der junge Anfänger verhältnismäßig leicht zuerst einem Zweig der Fabrikation zuzuwenden vermag, um sich nach erfolgtem Erfolg weitere Gebiete, endlich den lückenlosen Vertrieb zu erobern, die eigene Fabrik zu erschwingen und nun wiederum Pächtern zu ermöglichen, sich zu entfalten. Bekreuzte Arme werden dabei nicht gelitten, mit Zufallstreffern zu rechnen, ist übliches Spiel, keine Minute, in der nicht alle Hebel angefaßt werden müssen. Wertvolle Einrichtungen (Tachschule, gemeinsamer Einkauf, sogar eigener Bergwerksbetrieb einiger Fabrikanten) geben der Industrie Anregung und Halt.



Ein Ausflug in den Frühling Windmühle

Hanna Hertel

Markt im Spreewalddorf

Die obere Hälfte der Stadt mit Einschluß des Marktes war noch bei unserer Ankunft mit behaglich wiederkehrenden Kindern, die untere Hälfte mit munteren Köffen erfüllt. An der Tür des Rathhauses stand oder lehnte vielmehr der Gemeinbedienter, mit sanft schimmernden Augen unter der kriegerischen Pickelhaube hervorstechend und mit einem fatten Schurzeln unter dem martialisch gestäubten Schnurrbart, die Beine gekrümmt unter der Last des Bauches, der aus den Anschwemmungen unzähliger solcher Viehmärkte entstanden war, und hauchte erhaben auf das Getümmel der Spreewaldbauern und der in ihrer bunten Tracht erschienenen Bäuerinnen die mit kundigem Griffe die Wampe einer Kuh oder eines Ochsen besaßen. Herrlich anzusehen war besonders eine flattliche Biergerin in rotem Rock, schwarzem Sammetkleider und blaueisenen, bis auf die Hüften reichenden, weit vom Haar abfliehenden Kopfschmuck, der in schweren goldenen Franzen endigte. Größer noch als in der Oberstadt war das Getöse in den unteren um das alte Lyrnische Schloß herumliegenden Straßen, wo die Pferde feilgehalten wurden. Ehedem muß der Markt noch postendere Bilder geboten haben: es soll nämlich hier alljährlich ein großer Gefindemarkt abgehalten worden sein, bei dem die Lieberose Herrschaft das Vermietungsrecht hatte; bei einer anderen Gelegenheit wurde alljährlich auf dem Beschauer Markt ein großer Ball des gesamten Gefindes der Umegand veranstaltet, zu dem einst 1080 Mägde in ihren Spreewälder Flügelhäuden und roten Röcken erschienen waren. Der herrschaftliche Förster hatte dabei den Vortanz, konnte ihn aber gegen einen Silbertaler an einen anderen überlassen. Was mag da für ein Töfen und Saugen,

für ein Dienenshwenken und Köckellegen auf dem Beschauer Markte geherrscht haben, wenn der Förster in grüner Bekleidung mit der seidenbelegten Obermagd aus dem Schloße zum ersten Reigen antrat, und die langhülligen, buntpfeifigen wendischen Musikanten mit Fiedeln und Brummhäh, mit Klarinetten und dem besonders beliebten Pudelack aufspielten!

Aber die Zeiten solcher buntbewegten frohen Volksfeste liegen weit hinter uns — wie mühten froh sein, daß wenigstens der Viehmarkt dem stillen Städtchen etwas Leben verleihe. Dieser warf seine Wellen weithin. Auch die nordwärts von Beschau in den eigentlichen Spreewald führende Straße war den ganzen Nachmittag voll von Vieh, und als wir an dem vorläufigen Ziel unserer Fahrt, dem Gasthof zum Schwarzen Adler in Burg, dem Hauptort des oberen Spreewalds, anlangten, waren auch vor diesem Gasthofe zahlreiche Kinder und Kasse angebunden. Drinnen saßen die neuen Besitzer und beredeten ihren Handel in einem sonderbaren Gemisch von Wendisch und Deutsch. Deutsch waren die technischen Ausdrücke, die Kassenzuschreibungen, deutsch vor allem die eingestreuften Flüche. Das schwarze einheimische Bier stand vor den Tischen in großen lauchigen Humpen. Beklebet war die daneben stehende kleinere Flasche voll Schnaps. Der Spreewälder, sonst ein braver und biederer Mensch, huldigt dem Laster des Branntweintrinkens in nicht unbedenklicher Weise; auch zum Trost für den einsamen Heimweg liegen sich die meisten Gäste des Schwarzen Adlers beim Abschied die Schnapsflasche noch einmal füllen.

(Aus „Auswärtige Streifzüge“.)

Mittagspuz in der Niederlausitzer Heide

Hingeflogen im Sonnenanprall
leucht die Heide, Ueberall
Schwüle und Schweigen.
Bienenärm nur in den Stengeln
der Erle, Grillendengeln
und endloser Mähdengeln. —

Klemm! Klemm! dir die Kehle. Es sticht
dein Blut. Siehst du, was dort hoch?
(Aus dem Buch „Der kleine Kämmelich und andere Geschichten und Verichte“, Verlag Jegel & Schade, Leipzig.)

Unter dem Zittern der heißen
Luft ein mühsames Steigen.
Nur haßt sich grau.
Ein Heerengeld
im geisterhaft flimmernden Licht:
Wehe die Mittagsfrau,
die Mittagsfrau, die die Kinder köchelt
und das heilige Korn in der Heide (steht)
Wehe!

Spricht Jesus Christus! Lauter, lauter! Wendet
den Schritt! — Sieh, schon zerfließen ihre Haare und Hände
Verstümmelt ganz!

Zitternde Luft nur über den Stengeln
des Heidekrauts, Grillendengeln
und endloser Mähdengeln.
Auch Arnold Findeisen.

Spreewälder / Von Theodor Fontane

Wir halten nun vor dem geräumigen Gasthofe „zum braunen Hirsch“, darin das Amt eines Kellners noch ausschließlich von einer Spreewaldschönheit verwaltet wird, und nachdem wir Toilette gemacht und einen Ambis genommen haben, brechen wir auf, um keine der spärlich zugemessenen Stunden zu verlieren. Ein Leihenzug kommt über den Platz und acht Träger tragen den Sarg, über den eine schwarze, tief herabhängende Samtdecke gebreitet ist, aus dem Kirchenportal aber, daran der Zug eben vorüberzieht, erklingt Orgel und Gesang, und wir treten ein, um eine wendische Gemeinde, lauter Spreewaldleute, versammelt zu sehen.

Es bot sich uns ein guter Lieberstichtplatz; Männer und Frauen saßen getrennt, und nur die Frauen, soviel ich wahrnehmen konnte, trugen noch ihr spezielles Spreewaldkostüm. In jedem einzelnen Punkte das Spezielle darin nachzuweisen, ist eine Aufgabe, der ich mich nicht gewachsen fühle. Der kurze, kaltenreiche Friesrock, das knappe Nieder, das Vusenwuch, die Schnalenschuhe, selbst die dunklen seidnen Bänder, die mit großem Luxus gewickelt, über die Brust fallen, sind aller Orten in wenigstens ähnlicher Weise vorkommende Dinge, mögen mit der Kopfputz und die Halskrause von dem sonst Herkömmlichen abweichend erschienen. Die Halskrause wird nicht allgemein getragen; wo sie sich findet, erinnert sie lebhaft an die geblöten Ringel... an auf alten Pastorenbildern: steife Jabots, die dem, der sie trägt, immer etwas von dem Ansehen eines kälternden Truhhans geben. Allgemein aber ist der spreewälderische Kopfputz, und ich versuche seine Beschreibung. Eine zugehörte Papier- oder Papphüte bildet das Gestell, darüber legen sich Tüll und Gaze, Kanteln und Bänder, und stellen eine Art Spickhaube her. Ist die Trägerin eine Jungfrau, so schließt die Kopfbedeckung hiermit ab, ist sie dagegen verheiratet, so schlingt sie noch ein Kopftuch um die Haube herum und verpackt sie je nach Neigung,

halb oder ganz. Diese Kopfputzer sind ebenso von verschiedenster Farbe wie von verschiedenstem Wert. Junge, reiche Frauen schienen schwarze Seide zu bevorzugen, während sich ärmere und ältere mit oderfarbenerm Kattun begnügten.

Die wendische Predigt entzieht sich unserer Kontrolle, das Schluchzen aber, das laut wird, ist wenigstens ein Beweis für die gute Praxis des Geistlichen. Er sieht zudem in der Liebe seiner Gemeinde, und wo diese Liebe waltet, ist auch unschwer das Wort gefunden, das eine Mutter, die den Sohn, oder eine Witwe, die den Mann begrub, zu den ehelichsten Tränen hinführt.

Und nun schneidet die Predigt, und eine kurze Pause tritt ein, während welcher der Geistliche langsam und sorglich in seinen Papieren blättert. Endlich hat er beisammen, was er braucht, und beginnt nun die Aufgebote, die Geburts- und Todesanzeigen zu lesen, alles in deutscher Sprache. Bemerkenswert genug. Die Predigt, die mehr dem Ideale dient, dürfte noch wendisch sein; aber sowie sich's um ausschließlich praktische Dinge zu handeln beginnt, sowie festgelegt werden soll, was im Spreewalde lebt und stirbt, wer darin heiratet und getauft wird, so geht es mit dem Wendischen nicht länger. Der Staat, der bloß mit dem deutschen Ohre hört und nicht Zeit hat, in aller Eile auch noch wendisch zu lernen, tritt mit der nüchternsten Geschäftsmiene dazwischen und verlangt deutsches



Spreewald-Dorfplatz mit „Barn“ (Alchbrunnen)

Hanna Hertel

Aufgebot und deutsche Tauffcheine.

Wer willt ihm das Recht befreiten?
Und nun ist der Gottesdienst aus, und Heil und Heilich gehen die Männer und Frauen an uns vorüber. Ihre Köpfe sind charaktervoll, aber nicht hübsch; ihre Haltung voll Würde. Wir warteten die letzten ab und kehrten dann erst in unseren Gasthof zurück.

(Aus „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ von Theodor Fontane.)

In der Mark

Die Himmelsfuer tropfen heiß
Auf dürres Sand:
Neder werden und Straße weiß,
Alles Brand!

Am Reuzweg der Weller löst seine
Flügel hängen;
Die juchzen in lähle Fernen zu greifen
Und mühten versengen.

Ein schwarzes Kreuz hat der Mähdengeln
Vor die Brust gekehrt.
Wäde sinkt er in sterrendes Blut,
Von Flammen beiseit.

Und die Sonnentropfen fallen glühend
Auf launelnde Bienen
Und erstehen aus allen Zudnen mit Pfeif
Als goldne Lupinen.
Max Wittich.

Abend im Spreewald

Mummalsblume und Rudodorat,
Zoller und Vibellen!
In den brennenden Schänen riant
Sonnenglanz in die Wellen.

Wäde legt sich ein heißer Tag
In Almus und Schil zur Ruhe;
Wäde zieht auch der Fremdling aus
Seine Wanderstühe.

Singt und kingt das neuschwürzte Erz?
Rufen drinnen die Glocken?
Will zu den Nixen auch dein Holzweg,
Sängeweide, loden?

Seinem Traum stent die Nachigall
Heilige Viebeslieder;
Neder vorgegangen Kitter fällt
Aus dem ewigen Sternengelt
Neues Wunder rieder.
Max Wittich.